

ROSALIA AGUILAR SOLACE

THE
GREAT LIBRARY
OF TOMORROW

Autorin

Rosalia Aguilar Solace wuchs als Spross einer langen Reihe von Schriftstellerinnen und Schriftstellern in Mexiko-Stadt auf. Wenn Rosalia einmal nicht in ihrer Heimatstadt in einem Büchercafé sitzt und schreibt, ist sie in der Großen Bibliothek von Morgen anzutreffen. Doch egal, ob sie zu Hause bei ihrer Familie oder auf der Suche nach Inspiration für neue Werke ist, eines ist gewiss: Magische Geschichten entspringen ihrer Feder.

Weitere Informationen zur Autorin unter:
thegreatlibraryoftomorrow.com



rosaliaaguilersolace



rosaliaaguilersolace

ROSALIA AGUILAR SOLACE

THE GREAT LIBRARY OF TOMORROW

DAS BUCH DER WEISHEIT

ROMAN

Deutsch von Michaela Link



penhaligon

Die Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel
»The Great Library of Tomorrow«
bei Blackstone Publishing, Ashland, Oregon (USA).

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2024

Copyright © by TL International BV/Tomorrowland, 2024
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2024 by Penhaligon
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

With a transfer of such copyright to TL International BV
by force of law upon termination of the cooperating agreement
between them for this edition.

Redaktion: Joern Rauser

Umschlaggestaltung: www.bürosüd.de,
nach einer Originalvorlage von

@ TL International BV/Tomorrowland, 2024

Karte: © TL International BV/Tomorrowland, 2024

SH · Herstellung: fe

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

ISBN 978-3-7645-3289-5

www.penhaligon-verlag.de

SILVYRA

Aus der Amtszeit der
Obersten Gelehrten Lyvanda



Die Großen Gräben

Die Brücke von
Galmaterra

Unterholz

Der
Malstrom

Die
Schlucht

Das
Sumpfgelbiet

Der Große
Baum und
der Ur-Wald

Der
Rosengarten

Das
Labyrinth

Lacflen

Sacldin

Bloom

Aedela

ZUR WESTLICHEN SEE







Prolog

Asche wehte über den ausgetrockneten Meeresboden – wie Schnee.

Die einsame Gestalt eilte an den verstreut herumliegenden Leichen vorbei, ohne aus dem Tritt zu geraten. Der Mann hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, was er sah. Die unnatürlich verdrehten Gliedmaßen und die zerfetzten Gesichter im Sand beachtete er ebenso wenig wie die Schädel, deren Kiefer wie zu stummen Schreien aufgerissen waren – ein Chor der Qual, für immer erstarrt.

Die Gebeine lagen um die zerfallenden Wracks der Schiffe herum, überall dort, wo das Böse die Menschen niedergestreckt hatte.

Die Finsternis hatte gesiegt. Umso passender war es, dass das Treffen an diesem Ort stattfand – hier, in dem ersten Reich, das unter ihre Herrschaft gefallen war. Früher einmal eine Welt des Lichts und der Liebe, deren Zwillingssonnen dichte Wälder, grüne Hügel und tiefe Ozeane beschienen hatten, war es zuerst von dem heimtückischen Bösen, dem die Gestalt diente, verschlungen worden.

Nun blieb es als eine trostlose Landschaft zurück, in der nur

die Widerstandsfähigsten überlebten, vor allem dort, wo der Mann gerade entlangschritt. Hier hatte sich einst der gewaltige Ozean erstreckt, nun aber lag dort nur noch ödes Brachland. Die vertrockneten Überreste großer Meerestiere bedeckten den Boden und über dem Sand erhoben sich traurige Berge abgestorbener Korallenriffe.

Nachdem er mit dem Stiefel knirschend in den Brustkorb eines Toten eingebrochen war, stolperte der Mann. Schnell schüttelte er die bröckelnden und verkohlten Überreste der unglücklichen Seele von sich und stieg weiter den Hang hinauf, dorthin, wo der Wind die Asche am heftigsten herumwirbelte.

Sein Ziel war das hoch aufragende Skelett aus den gebleichten Knochen des Kupferseeungeheuers, das sich wie die Ruinen einer uralten Kathedrale aus der endlosen Wüste erhob.

Plötzlich war er froh darüber, für diesen Besuch seine menschliche Gestalt behalten zu haben und nicht in die wendigere und flinkere seines gnadenlosen Hunde-Ichs geschlüpft zu sein. Es schien ihm unterwürfiger und angemessener, dem Verkünder dunkler Geschichten als Mensch zu dienen. Und doch schlug ihm die Todesgefahr in diesem verwundbaren Zustand auf den Magen. Die klirrende Kälte der Wüste brannte auf seiner Haut, vor allem um die Augenhöhle herum, in der er seinen geschrumpften Gefährten Myrtilus trug.

Die Sphäre vibrierte an seinem Schädelknochen. Wie alle Sphären machte sich auch Myrtilus mit diesen seltsam leichten Energiestößen bemerkbar. Zwar handelte es sich dabei um keine richtige Sprache, aber die Signale folgten bestimmten Mustern, sodass man sie verstehen konnte.

Wir sind fast da.

Vor ihm hatte sich die Aschewolke verdichtet und wie ein Leichentuch über die Kathedrale aus Knochen gelegt. Sie gewährte nur schemenhafte Einblicke in ihr Inneres. Und nun fiel

die Asche immer dichter, genauso wie er es erwartet hatte. Dicke Flocken fegten über seinen Weg, ein befremdlicher und bitterer Regen, der nach der Vernichtung von Leben roch.

Auf einmal bemerkte er Hunderte von Gesichtern, die durch die Schlacke und die Knochen in seine Richtung spähten: das verderbte Volk und die wilden Kreaturen, die es begleiteten.

Diese riesigen Bestien, die wie die Hunde des Teufels aussahen, schienen ganz aus verfilztem Fell, fiebrigen Augen und spitzen Zähnen zu bestehen. Aber es waren vor allem die Menschen, die Fußsoldaten der Finsternis, die den Mann faszinierten. Bis jetzt hatte er sie noch nie aus der Nähe gesehen und ihr Anblick verschlug ihm den Atem. Die sonst so unauffälligen Gesichter waren – wenn auch von dem Leben in dieser brutalen Welt zerschunden – von einer glühenden Schrift gezeichnet, die sich wie zerfließende Tinte über ihre Haut zog.

Der Mann erkannte, dass die Worte zu den dunkelsten Geschichten gehörten, die der Menschheit bekannt waren. Sie waren in die Haut und das Fell aller Wesen hier eingeritzt worden und unterwarfen sie dem Willen des Bösen. Wie Feuer brannte ein jedes Wort auf Menschen und Monstern gleichermaßen.

Ein Zeichen, dass sie zum Töten bereit waren.

Der Mann beäugte sie misstrauisch, ging aber weiter, mitten in die Aschewolke hinein. Sie waren nicht seinetwegen hier. Sie begleiteten lediglich die Gestalt, die sich nun langsam aus der Dunkelheit schälte.

Sofort ließ sich der Mann auf die Knie fallen. »Ich bin gekommen, wie befohlen.«

Die Gestalt trat vor und zog ihren Glutmantel fester um sich, als wollte sie sich in dessen Schutz hüllen. Als das Wesen näher kam, stank es nach verbranntem Fleisch. Fettspritzer flogen unter dem Mantel hervor und zischten auf den Aschenhäufchen, die sich um seine Füße herum ansammelten.

Die Wolke lichtete sich so weit, dass man den geisterhaft weißen Kopf erkennen konnte, dem jegliche Gesichtszüge fehlten.

Hast du meinen Auftrag wie befohlen ausgeführt?

Er spürte die Stimme eher, als dass er sie hörte. Angst hallte durch jeden Knochen im Leib des Mannes, denn die Worte schlängelten sich wie Würmer unter seine Haut und übertönten jeden vernünftigen Gedanken.

Es war das elementare und köstliche Gefühl des reinen Bösen.

»Ich habe alles Erforderliche getan – die Vorbereitungen sind jetzt abgeschlossen.« Er senkte den Kopf. »Die Verderbnis fließt durch das Reich von Silvyra ... und über seine Grenzen hinaus. Deine Zeit der Rache ist gekommen.«

Gut. Darauf haben wir schon lange gewartet. Wir und ...

Die Gestalt beendete den Satz nicht. Etwas abseits brach eine der Knochensäulen, stürzte um ... und derjenige, der sich daran angelehnt hatte, stolperte nach vorn. Es handelte sich um einen jungen Mann – wenigstens war er das gewesen, bevor seine Geschichte von der verderbten Sprache Discordias überschrieben worden war. Er fiel auf alle viere und versuchte hektisch, wieder nach hinten zu krabbeln, als gäbe es noch die Möglichkeit, dass seine Störung unbemerkt geblieben war.

Vergeblich.

Ohne zu zögern, vollführte die gesichtslose Gestalt eine schnelle Drehung mit dem Handgelenk. Als die Worte auf seiner Haut aufloderten und das Feuer noch heftiger brannte, schrie der junge Mann. Die Wörter brachen eines nach dem anderen auf und bildeten feurige Risse, die sich wie vulkanische Schlote über seinen ganzen Körper zogen.

Auf eine weitere Drehung der Hand hin schwebte das sich windende Häuflein Qualen in den Himmel hinauf. Über ihnen hallte das Reißen und Knacken wider, als der Mann in Stücke gerissen wurde.

Als es um sie herum Blut regnete, drehte die Gestalt den Kopf noch einmal zurück.

Und was ist mit dem Drachen, der sie beschützt?

»Unterworfen, mein Gebieter. Das Reich von Silvyra gehört ganz dir. Dir und diesen ...«

Er wies auf die versammelten Scharen, auf deren nackter Haut die brennende Schrift tanzte.

Meinen Ungeschriebenen.

»Natürlich.«

Das Wesen zeigte keine erkennbare Gefühlsregung, aber es schien mit der Nachricht über den Drachen zufrieden zu sein. Es streckte die Arme vor sich aus und sein Glutmantel sprühte Funken und erstrahlte hell von Feuer.

Jetzt können wir endlich beenden, was ich vor all den Jahren einmal begonnen habe. Ich werde diesem verfluchten Buch und der Urheberin die Macht der dunklen Geschichten zeigen. Sie mag versucht haben, sie auszusperren und so zu tun, als gäbe es sie nicht, aber ihr Verrat wird ganz Silvyra teuer zu stehen kommen.

Sein Blut kochte, und der Mann konnte seine Aufregung über das, was vor ihm lag, und seinen Stolz darüber, dass er seinen Teil dazu beigetragen hatte, kaum zügeln. Erwartungsvoll pulsierte Myrtilus in seinem Schädel.

Was jetzt kommt, ist äußerst wichtig.

»Ja, mein Gebieter.«

Kehre zum Großen Baum zurück und vernichte sämtliche Beweise für die Arbeit, die du in all den Jahren geleistet hast. Töte jeden, der eine Bedrohung darstellt. Schaffe Chaos und streue die Saat der Furcht. Wer sich uns widersetzt, wird von seiner eigenen Unwissenheit geblendet werden. Die Schlacht wird vorüber sein, bevor sie überhaupt begonnen hat. Dann ist der Weg geebnet, unseren dunklen Geschichten ein Fest zu bereiten.

»Selbstverständlich.« Er neigte den Kopf. »Und was wird aus deiner Invasion?«

Ich werde Silvyra von seiner lästigen Beschützerin befreien und in der Mutter aller Reiche endlich den Tod entfesseln. Ich werde ihnen einen Vorgeschmack auf das geben, was auf die gesamte Papierwelt zukommt.

Das gesichtslose Wesen war jahrhundertlang in der Dunkelheit gefangen gewesen, doch es wusste noch genau, wie es seine Macht ausspielen konnte. Es streckte die Hand aus und fuhr mit dem Finger durch die Luft. Das wiederholte es fünfmal und erzeugte dabei silberne Streifen, die sich krümmten und umeinanderwickelten, bevor es beide Hände gewaltsam in ihre Mitte stieß und gleich darauf die Ränder zurückbog.

Durch den Spalt war eine andere Welt zu erkennen. Es öffnete sich ein Blick auf das, was manche als Paradies bezeichnet hätten.

Als der widernatürliche Akt vollendet war, trat die gesichtslose Gestalt hindurch.

Jetzt. Es beginnt.



1

Hinterhalt

Das blaue Moos des Rosengartens war voller Blut. Wie Schienen zogen sie zwei rote Spuren hinter sich her, als Xaviers Lebenskraft aus den Wunden an seinen Beinen sickerte. So gut sie konnte, zog ihn Helia dorthin, wo sie Hilfe zu finden hoffte.

»Wie weit noch?«, fragte Xavier. Seine Stimme klang heiser und genauso schwach, wie er aussah, und doch lag eine Dringlichkeit und Sorge darin, die für ihn ungewöhnlich schien.

Helia kämpfte gegen die Verzweiflung an, die sie innerlich zerriss, gegen den Gedanken, ihn zu verlieren. Doch sie scheiterte kläglich.

Ihre Sphäre spürte ihre Panik. Vega schwebte dicht neben ihr her und ließ in grünen Wirbeln eine besorgte Nachricht aufblitzen. Sie sah ihn stirnrunzelnd an und schüttelte den Kopf.

Xavier beobachtete den Austausch und versuchte zu lachen, doch er bekam nur ein feuchtes und gequältes Gurgeln heraus. Sie schaute hinunter und sah einen roten Spritzer auf seinen Lippen.

»So schlimm, hm?«, fragte er.

»Du wirst es schon schaffen.« Sie hoffte, dass dies kein Irrtum war. Unter der Last seines Gewichts blies sie die Wangen auf.

Immerhin war es ein Gewicht, das sie immer geliebt hatte. Eine beruhigende, tröstende Masse aus Muskeln und guter Laune, ein Fels in der Brandung, ganz gleich, was auf sie zukam. Aber jetzt brachte dieses Gewicht sie beide in Gefahr, und sie wusste nicht, was sie tun sollte. Sie strauchelte und verlor fast den Halt. »Ich bringe dich in Sicherheit.«

Wie immer durchschaute er ihre erzwungene Zuversicht auf Anheb. Schließlich war er der Weise der Wahrheit. Es war seine Gabe und oft genug ihr Fluch.

»Das war eine Falle, Helia. Lass mich hier und kehre in die Große Bibliothek zurück. Sonst findet er uns und verbrennt uns beide zu Asche. So steht es in den Geschichten. Schließlich hat er seine Methoden nicht geändert.«

»Du weißt doch gar nicht, ob er es wirklich gewesen ist, Xav.«

»Er war es.«

Ihre Sphäre blinkte zustimmend.

Sie funkelte Vega an, während sich ihre Gedanken überschlugen und sie krampfhaft versuchte, sich an das zu erinnern, was geschehen war. Aber es gelang ihr nicht. Ihre Erinnerungen an die letzte Stunde waren verschwunden, von Nebel verhüllt. Dieser Gedächtnisschwund hatte dieselbe Ursache wie die Wunde an ihrer Stirn, aus der ihr das Blut in die Augen lief, was auch immer dafür verantwortlich gewesen sein mochte. War sie gefallen? Hatte sie sich den Kopf angeschlagen?

Sie konnte sich an nichts von dem erinnern, was nach dem Angriff geschehen war. Aber zumindest *dieser Angriff* blieb ihr noch lebhaft im Gedächtnis. Die Überraschung, die Grausamkeit. Dass er aus dem Nichts erfolgt war, ein plötzlicher Ausbruch von Gewalt an dem einzigen Ort, an dem sie sich immer sicher gefühlt und inneren Frieden verspürt hatte.

Nach wie vor schmeckte sie die Aschewolke auf der Zunge, die sie eingehüllt hatte, als sie aus dem Portal getreten waren

und das vertraute weiche Moos am Rande des Rosengartens unter ihren Füßen gespürt hatten. Bei ihrer Ankunft hatte kein Himmel sie willkommen geheißen. Keiner der gewohnten Orange-, Rosa- und Violettöne des Lichts, die doch sonst immer zwischen den vorbeiziehenden Wolken tanzten und die Erhabenheit dieses außerweltlichen Gartens in die Farben des Sonnenuntergangs tauchten – das üppige grüne Laub, die sich wiegenden Blumen, die Felsenspringbrunnen. Es hatte nur noch glühende Gestalten und mit Krallen bewehrte Finger gegeben, die aus der erstickenden Finsternis hervorgekommen waren, die sich plötzlich über alles gesenkt hatte.

Aber noch schlimmer – viel schlimmer – war die Ahnung von dem gewesen, was in dem Nebel dahinter gelauert hatte.

Eine Präsenz, dunkler und böser als jede von denen, die sie in all den anderen von ihr besuchten Welten je gespürt hatte.

Suttaru hieß er. Allerdings kannte sie ihn unter einem anderen Namen.

Der Aschenmann.

Er musste es gewesen sein. Er stammte aus der Zeit der Gründung der Bibliothek, lange vor Helias Ankunft dort. Eine bedrohliche Gestalt, über die jetzt nur noch in den hintersten Gängen und Winkeln der Großen Bibliothek im Flüsterton gesprochen wurde, von Schülern und Gelehrten, die versuchten, sich gegenseitig mit unheimlichen Geschichten Angst einzujagen.

Einerseits schien es unmöglich zu sein, dass er es war. Und doch lag die Wahrheit auf der Hand, vor allem für den Mann, der gerade in ihren Armen starb.

Xavier, dieser wunderschöne Mensch, hatte immer die Wahrheit der Dinge erkannt, so wie es seiner Gabe entsprach. Er suchte und beschützte die Wahrheit. Sie hätte es besser wissen müssen, nicht an ihm zweifeln dürfen.

»Helia«, flüsterte er. Es war das Flüstern eines Geliebten und brach ihr das Herz.

»Alles wird wieder gut, Xav. Versprochen.«

Er war schon fast verloren, sie musste sich beeilen.

Die Aschewolke immer noch in ihrem Rücken, zog sie ihn weiter in die Mitte des Rosengartens. Der Drache Perennia würde ihn doch gewiss retten – nicht wahr?

Bei dem Gedanken an den Drachen brannte Helias Kopf vor Qual und weiß glühender Schmerz explodierte unmittelbar hinter ihren Augen. Es war, als gäbe es etwas in ihrem Kopf, irgendein Wissen, das aber durch die Verletzung verdeckt wurde. Sie wusste nur, dass sie weitergehen musste. Einen anderen Ausweg gab es nicht mehr.

In diesem Augenblick sah sie es plötzlich klar vor sich. Die Wahrheit des Geschehens.

»Helia, warum sind die Rosen grau?«

Erst hörte sie Xavs Frage gar nicht. Ihre ganze Energie floss in ihre Glieder, da sie versuchte, ihn den letzten Hang hinunterzuschleppen. Sie hatte ihm ihre Arme unter die Achseln geschoben, seine Füße schleiften nun über den Boden. Als sie ihn aber endlich auf den smaragdgrünen Pfad zog, in der Hoffnung, Trost in der vertrauten und sonst so wunderschönen Umgebung zu finden, konnte sie es nicht länger ignorieren.

Die Blumen um sie herum, die hätten blühen sollen, waren verschwunden.

Stattdessen lag dort eine Unmenge sich zusammenrollender, verwelkender Blütenblätter, allesamt aschgrau, als wären sie durch irgendeine seltsame Magie ihrer Lebendigkeit beraubt worden, sodass sie nur noch Gespenster ihres früheren Selbst waren.

Verdorben.

Unter den welkenden Ranken lagen die toten und sterbenden Gartenbewohner. Summbienen mit rosafarbenen Flügelspitzen, Mondschnalben und Hasen mit buschigen Schwänzen lagen verstreut im Laub. Einige, die noch lebten, ließen die Blätter rascheln, als sie Xavier an ihnen vorbeizog. Vielleicht witterten sie Rettung oder sie machten sich nur in ihrem letzten Todeskampf bemerkbar. Aber die meisten bewegten sich gar nicht mehr.

Helias Sphäre pulsierte in einem düsteren, schwärzlichen Grün – dies kam einem schmerzlichen Schrei so nah, wie es ihr möglich war – und rückte näher an Helia heran.

Das Entsetzen angesichts ihrer Lage nahm zu und ihr Adrenalinspiegel schoss gleichermaßen in die Höhe. Das genügte, um ihr die Energie für eine letzte Kraftanstrengung zu geben.

Sie stemmte die Fersen in den smaragdgrünen Pfad und zerrte Xav weiter, biss die Zähne zusammen und spannte jede Sehne an, bis ihr ganzer Körper brannte.

Endlich erreichten sie die Mitte des Rosengartens.

Und fanden nichts.

Perennia war fort.

Helias Beine gaben unter ihr nach, sie brach zusammen und riss Xav mit sich zu Boden. Er war schon zu schwach, um auch nur in Agonie zu schreien, doch obwohl er sich durch seinen eigenen Schmerz kämpfte, musste er die Verzweiflung gespürt haben, die sie gerade überwältigte. Er nahm ihre Hand.

Sie starrte in sein bleiches Gesicht und mit ihrer verbliebenen Kraft zog sie ihn an sich und wiegte ihn in ihren Armen. Sein Bart war mit Blut verklebt. Seine Lippen verzogen sich zu einer Grimasse, als er sich mühte, in der Tasche seines langen Mantels nach seiner Sphäre zu tasten.

»Was tust du da?«, fragte sie, obwohl sie befürchtete, die Antwort bereits zu kennen.

»Antares soll an deiner Seite bleiben!«

Er drückte ihr die Kugel, die jetzt nur noch die Größe einer Murmel hatte, in die Hand.

»Nein, Xav. Sobald wir dich in die Große Bibliothek zurückgeschafft haben, können wir dich zu einem Heiler bringen, der sich um euch beide kümmert ... und euch wieder auf die Beine bringt. *Seid für immer geeint*, erinnerst du dich? Das gilt auch für deine Sphäre.«

»Aber ... wir haben jetzt keine Wahl mehr, Helia.«

Er nahm ihre Finger und legte sie über seinen leblosen Gefährten. Die kleine Antares fühlte sich erstaunlich kalt an. Man spürte keine Bewegung oder Farbe, kein Pulsieren oder Vibrieren. Das hätte nicht sein dürfen. Helia fragte sich plötzlich, ob Sphären eigentlich sterben konnten. Diese Frage war ihr noch nie in den Sinn gekommen, doch in all den Jahrhunderten in der Bibliothek hatte sie nie erlebt, dass eine Sphäre so stark schrumpfte.

Ihre eigene Sphäre, Vega, ließ sich traurig neben ihr fallen und stupste ihre Hand an, um den Freund zu wecken.

»Alles wird wieder gut«, flüsterte Helia, als sich Antares nicht regte. Sie versuchte, ruhig und zuversichtlich zu klingen, einfach weil das nötig war. Nicht nur für ihre Sphäre, die schon jetzt ihre Stimmung spürte, sondern vor allem für Xavier. Er durfte nicht hören, dass ihre Stimme brach. Er brauchte Hoffnung, wenn er überleben wollte. Hoffnung war das Licht, das die Menschen aus der Dunkelheit führte.

Dum spiro, spero, dachte sie und versuchte, sich zu beruhigen. *Solange ich atme, hoffe ich.*

Während sich Xaviers Brust in flachen Atemzügen hob und senkte, steckte sie seine Sphäre in die Falten ihres Umhangs und starrte auf die Ödnis um sie herum.

»Perennia ist verschwunden«, sagte sie und sofort kehrte der Schmerz zurück. Ihre Sicht verschwamm, aber sie blinzelte die

Tränen weg. »Ich kann es nicht glauben. Warum ist sie nicht hier, Xav? Wo ist sie denn?«

Eine Falte erschien zwischen seinen Brauen. Schwach hob er eine Hand und berührte mit dem Zeigefinger ihre Stirn. »Ist alles in Ordnung mit dir?«

Sie nickte, legte ihre Hand auf seine und drückte sie. Es gab etwas in ihrem Gedächtnis, von dem sie wusste, dass sie es brauchte, aber im Augenblick entzog es sich ihr.

»Ich habe mir den Kopf gestoßen. Glaube ich zumindest.«

»Du erinnerst dich aber nicht, was passiert ist?«

»Nur an den Angriff, aber danach ... ist alles weg.«

»Vega?« Er wandte sich an die Sphäre.

Vega wirbelte in einem frustrierten Muster herum, das es bestätigte. Da er mit Helia verbunden war, hatte auch Vega diesen Teil seines Gedächtnisses verloren.

Xavier wollte gerade noch etwas sagen, aber da erblickten sie die erste dunkle Flocke des Todes, die vom Himmel trudelte.

Asche.

Plötzlich konnte Helia wieder den beißenden Gestank von Feuer und Rauch riechen, der schon näher kam und so penetrant war, dass ihr die Kehle brannte und die Augen tränten. Der Wind trug die Bedrohung durch das Feuer am Horizont näher heran.

»Er ist hier«, sagte Xavier und machte sich gar nicht erst die Mühe, hinzusehen. »Du musst weg. Sofort!«

Helia drehte sich um und erblickte hinter sich den verschwommenen Schattenebel, der den Hügel hinaufgekrochen kam.

Die Angst brodelte in ihr, und zwar so stark, wie sie es seit ihrem letzten Morgen auf der Erde nicht mehr erlebt hatte. Es schien, als wären tausend panische Insekten in ihrer Brust gefangen und kämpften darum, wieder herauszukommen.

Und doch klammerte sie sich noch immer an die Hoffnung,

für die sie bekannt war, und an die Macht, die sie zu beherrschen gelernt hatte. Sie tastete nach dem Geist des Rosengartens und suchte nach einem Funken des Lebens, das er einst beherbergt hatte.

Nach einem Knoten im Gewebe.

Nach einem Faden, an dem sie ziehen konnte.

Er war schwach, aber er war da. Und als sie ihn fand, zog sie daran, riss die Hand zurück und holte die Magie hervor.

Plötzlich sprossen dornige Ranken aus dem verwelkten Garten, immer mehr und mehr. Sie schlängelten sich über den Weg und wickelten sich umeinander und dann schraubten sie sich in den Himmel. Helia ließ ihre Energie in die Wand aus Blattwerk fließen, bis die grüne Masse einen so hohen und dichten Schutzwall bildete, wie es in ihrer Macht stand. Als sie fertig war, umschlossen die Ranken in einer schützenden Umarmung den gesamten Garten.

Es mochte nicht viel sein, aber es war alles, was Helia mit der wenigen Energie, die ihr noch zur Verfügung stand, ausrichten konnte. Selbst mit der Hilfe ihrer Sphären war es für die Weisen immer kräftezehrend, in der Papierwelt ihre Macht einzusetzen. Sie reichte nicht aus, um gegen etwas so Böses zu bestehen, das wusste sie. Aber sie konnte ihnen zumindest etwas Zeit verschaffen.

»Wir gehen zusammen«, entschied sie und versuchte, ihn auf die Füße zu ziehen.

Mit letzter Kraft stieß er sie weg.

»Ruf Amare. Tu es unbedingt. Sie kann dich von hier wegbringen.«

Seine Worte waren kaum noch hörbar. Hinter sich spürte Helia das Zittern in der Luft – der Schattennebel traf auf ihre Magie. Sie warf einen Blick zurück und sah, wie sich die Barriere aus Blattwerk langsam schwärzte.

»Ich gehe nicht ohne dich, Xav.«

»Du hast keine Wahl. Ruf Amare und reite auf ihr zurück in die Bibliothek. Finde die anderen und erzähl ihnen, was passiert ist. Jetzt ist keine Zeit, zu trauern. Im Angesicht des Bösen müssen die Weisen geeint bleiben und zusammenstehen ... sonst gehen wir alle zugrunde.«

Helia schaute erneut über ihre Schulter und wollte nicht hören. »Amare ist stark. Sie kann uns beide tragen.«

»Nein. Nur einer kann ihre Magie nutzen, um zwischen den Welten zu reisen.«

»Wie kommt es, dass du immer mehr weißt als ich?«

Er schenkte ihr ein schwaches Lächeln. »Ich bin nicht der Erfahrenste, Helia. Aber wie die Botaniker des Großen Baums hatte ich schon immer ein Gespür für solche Dinge. Jetzt geh. Ruf Amare. Und, Helia, was auch immer geschieht, was auch immer du als Nächstes tun musst, halte durch. Du bist schließlich die Weise der Hoffnung. Die Hoffnung muss immer überdauern.«

Helia beugte sich hinunter und strich Xavier die feuchten Haarsträhnen aus dem Gesicht. Sie küsste ihn zärtlich auf die Stirn.

»Es wird nie wieder so jemanden wie dich geben, Xav.«

»Das ist wahr«, erwiderte er müde und ließ den Kopf auf den Boden sinken.

Sie kämpfte mit den Tränen, als sie sich aufrappelte, sorgsam darauf bedacht, nicht zu lange zu dem dicken schwarzen Rauch zurückzuschauen. Er verschlang ihre Mauer aus Ranken und Dornen und der Feind drang langsam durch sie hindurch.

Mit leerem Kopf taumelte sie über die Wiese. Es gelang ihr, die Gedanken an all die Zeiten wegzuschieben, die sie hier mit dem Drachen verbracht hatte, als sie sich mittels ihrer Verbindung zur Natur unterhalten und voneinander gelernt hatten. Sie

hielt auch nicht inne, um sich zu fragen, was hier passiert war oder wo man Perennia hingebracht hatte, denn jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt, die flüchtige Erinnerung wiederzufinden, die sie durch den Schlag auf den Kopf verloren hatte.

Das alles waren Überlegungen für einen anderen Tag.

Jetzt, in diesem Augenblick, konzentrierte sie sich darauf, einen Ort zu finden, an dem sie ihre Macht nutzen konnte, um Amare zu rufen. Dafür musste sie ihre Fähigkeit einsetzen, die Magie der Welten jenseits ihrer eigenen anzuzapfen, eine Möglichkeit, die die Weisen schon vor langer Zeit entdeckt hatten. Helias Gabe bestand darin, sich die Kräfte der Natur zunutze machen zu können, sodass sie nur noch einen Hinweis auf Leben finden musste, um ihren Hilferuf auszusenden. War das hier und jetzt überhaupt möglich? Gab es überhaupt noch etwas, das nicht verbrannt oder verdorben worden war?

Da.

Begraben unter Tod und Verwesung auf der anderen Seite dieses kreisförmigen Nests, spürte sie etwas. Was klein und unbedeutend schien, fühlte sich jetzt wie ein Leuchtfeuer der Hoffnung an.

Eine einzelne weiße Rosenknospe, die noch nicht erblüht war. Eine Überlebende in dieser Ödnis.

Auf Händen und Knien zwängte Helia einen Arm durch das Dornengestrüpp. Vega schwebte hinter ihr, pulsierend vor Angst. Er vibrierte wie wild, um ihr zu sagen, sie solle vorsichtig sein, aber sie ließ zu, dass sich die Dornen durch den Ärmel hindurch in ihre Haut bohrten, ohne sich darum zu kümmern. Sie konzentrierte sich nur auf die Knospe.

Jetzt schloss sie die Finger darum.

Rasch schickte sie ihren Geist in die Blume, zu den verbliebenen Wurzeln, und dann wieder hinaus und hoch in die Luft, durch den Wind und um die Sonnenringe herum.

Der Hilferuf war der ertümlichste, instinktivste, den sie je ausgesandt hatte.

Plötzlich war es, als wäre sie alles und nichts zugleich. Als wäre sie Teil des gewaltigen Gefüges des Seins. Das ungeheure Gewicht all dieser Empfindungen senkte sich auf sie nieder, so dass sie die Augen schließen musste, während sie auf ein Zeichen wartete. Eine Antwort. Dass Amare kam und sie rettete.

Es war so überwältigend und erfüllte sie mit so vielen Gefühlen gleichzeitig, dass es ihr fast das Bewusstsein raubte. Ihre Finger verkrampften sich und ihre Knöchel knackten. Sie krallte ihre freie Hand in die verkohlte Erde und hielt sich daran fest.

Sie wartete – wusste aber nicht, wie lange. Wahrscheinlich waren es nur Sekunden, aber in diesem Augenblick, bevor sie eine Antwort erhielt, fühlte es sich an, als hätte sie eine Milliarde Jahre gelebt.

Ein Kreischen zerriss die Luft über ihrem Kopf, und das gesamte welke Blattwerk wackelte, als ein riesiger Vogel über ihr erschien. Mit einem grellen, blendenden Blitz war er über ihr und stieß senkrecht herab, während sein farbenprächtiges, wogendes Gefieder im Licht glitzerte.

Amare beschrieb einen Kreis in der Luft und landete anmutig neben ihr.

Helia riss den Arm aus den Blättern, eilte zu dem Vogel und kletterte auf seinen Rücken. Vega schwebte hinter ihr her und sie ließ ihn sich sicher auf ihren Schoß schmiegen. Antares in ihrer Tasche regte sich noch immer nicht.

Sie schaute zu Xavier hinüber und öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber er wedelte bereits mit der Hand, dass sie verschwinden solle.

»Geh. Geh!«

Das große Vogelweibchen Amare hatte sich unruhig im Gras hin und her bewegt, weil es die Abwesenheit des Drachen bemerkt

hatte. Doch als die Wand aus Ranken auf der anderen Seite des Gartens laut knackte, wurde ihm klar, dass sie in unmittelbarer Gefahr schwebten.

Der Vogel stieß sich vom Boden ab und erhob sich steil in die Lüfte. Immer weiter hinauf, so schnell, dass Helia kaum Luft bekam. Erst als sie hoch über der Wand aus Ranken schwebten, sah sie das wogende Meer aus Ungeheuern unter sich, deren vom Feuer zerfressene Masse sich jetzt teilte, um den verruchten Anführer in ihrer Mitte zu offenbaren. Unwillkürlich schnappte sie nach Luft.

Helia beugte sich über den Hals des Vogels und versuchte, Xavier etwas zuzubrüllen, ihn zu warnen, aber ihre Worte verloren sich im Wind. Vega pulsierte an ihrer Haut und war ganz verängstigt. Das hatte sie noch nie bei ihm erlebt. Es war ihr nicht einmal bewusst gewesen, dass Sphären Angst empfinden konnten. Es hatte in all den Reichen der Papierwelt ja auch niemals einen Grund gegeben, sich vor irgendetwas zu ängstigen.

»Xavier!«, schrie sie erneut. Konnte er sie noch hören? Konnte er spüren, was da näher kam?

Sie klammerte sich so fest an Amare, wie sie nur konnte, krallte die Finger in das dichte Gefieder des Vogels und beugte sich dann so weit vor, wie sie es wagte. Xav lag noch dort, wo sie ihn zurückgelassen hatte, und beobachtete sie.

Für einen Augenblick verebbte der heftige Wind und sie konnte ein einziges Wort verstehen.

Ein Abschiedsgeschenk. Zwar war es kaum zu hören, kam aber unbestreitbar von ihm.

»Lebe!«, rief er.

Da wusste sie, dass ihr Augenblick der gemeinsamen Existenz – so flüchtig, wie es die alten Weisen immer behauptet hatten – vorüber war. Sie musste tun, was er sagte. Die Zeit war abgelaufen.

Der Schattenrauch hatte sich zu guter Letzt durch ihre Magie gefressen.

Aus der Mitte der zerstörten Rankenwand erschien eine Gestalt, die in einen glühenden Mantel gehüllt war und inmitten des Ascheregens, der um sie herum herabfiel, aufglomm.

Der Aschenmann schien den verletzten Weisen kaum zu bemerken, als er an ihm vorbeiging. Das böse Wesen winkte nur mit der Hand, woraufhin sich Xaviers Körper verkrampfte, bevor sein ganzes Wesen zu Asche zerfiel und weggeweht wurde.

Helia schrie. Diesmal aber richtig. Ein Brüllen voller Wut, Angst, Zorn und Verzweiflung.

Die bösertige Gestalt hob den Kopf in die Richtung, aus der dieser Schrei kam, und ihr gesichtsloses weißes Antlitz blickte gezielt zu Helia empor.

Ich komme euch alle holen, sagte eine Stimme, die in ihr widerhallte. Meine Ungeschriebenen werden euch finden. Du kannst ihnen nicht entkommen, Weise.

Beinahe hätte sie dieses verfluchte Ungeheuer aufgefordert, auch sie zu verbrennen, um sie von dem Schmerz zu erlösen, der sie mit Sicherheit für immer quälen würde.

Doch ihr Schicksal lag nicht in ihrer Hand.

Amare öffnete das Gewebe von Zeit und Raum und trug sie durch den Spalt. Und Helia floh zum zweiten Mal in ihrem Leben vor Asche, Rauch und Tod und musste jemanden zurücklassen, den sie liebte.



2

Eine Zusammenkunft in der Großen Bibliothek

Helias Finger krallten sich in das Gefieder des Vogels, und sie drückte ihre Wange gegen seinen Hals, während das Universum sie hin und her warf.

Als Weise hatte sie in ihrem langen Leben schon oft zwischen den Welten reisen dürfen, aber immer nur durch das einzige Portal in der Großen Bibliothek. Das war die übliche Reismethode für die Weisen und ihre Sphären, wenn sie die gewaltigen Weiten der Papierwelt erkunden wollten.

Trat man durch die Große Bibliothek in die anderen Reiche, gab es einen magischen Moment, der als das Flimmern bekannt war, ein Beben, das den ganzen Körper durchlief, als würde man von unzähligen Gefühlen überflutet und für einen einzigen herrlichen Augenblick mit der gesamten Freude des Universums erfüllt.

Der Übergang jetzt fühlte sich anders an.

Amare war wie eine Lichtkugel, wie ein Komet aus Feuer und Eis, und brach so mit den Gesetzmäßigkeiten, denen die Papierwelt unterlag. Wenn jemand in Not war, konnte Amare gerufen werden, um den Betreffenden an den Ort zu bringen, an den

er gelangen musste; doch das Überqueren der Grenze zwischen den Welten war schwierig und gefährlich.

Sie flogen durch Stürme von der Größe von Planeten, an Strömen von Elektrizität und an der Krümmung von Raum und Zeit entlang. Helia krallte sich fest, während sie hinaufschoss und wieder hinabstieß, und bei jedem Richtungswechsel krampfte sich ihr der Magen zusammen. Um sie herum wurden neue Geschichten im Feuer geboren und die Spuren alter Geschichten brannten lichterloh in einem Fluss aus Worten. Immer wieder spürte sie, wie ihre panische Sphäre auf ihrem Schoß versuchte, mit ihr zu sprechen. Doch sie war viel zu sehr damit beschäftigt, sich verzweifelt festzuklammern, als dass sie auch nur hätte versuchen können, ihre verängstigten Impulse zu übersetzen. Sie hoffte, dass Antares in ihrer Tasche immer noch ausgeschaltet war, damit ihr dieses Erlebnis erspart blieb.

Sie wünschte nämlich, ihr selbst wäre es erspart geblieben.

Ihre Finger gruben sich immer tiefer in Amares Gefieder, bis sie nicht mehr fester zupacken konnte. Dann blieb ihr nichts anderes übrig, als sich dem Vogel anzuvertrauen.

Ein ohrenbetäubendes Kreischen ertönte und gleich darauf tauchten sie in einen Tunnel aus Licht ein. Konzentrische Ringe aus Blau und Gold rauschten an ihnen vorbei und trieben sie immer schneller ihrem Ziel entgegen. Sie flogen durch diesen Korridor zwischen den Welten, bis das Licht endlich vor Helias Gesicht zu einem Feuerwerk explodierte und Amare anmutig in eine unterirdische Höhle segelte. Dabei zog sie ihre Flügel hoch, um sich durch den Luftwiderstand abzufangen und ihren Sinkflug zu bremsen.

Sanft landete sie auf der mit einem Messinggeländer versehenen Plattform in der Mitte des Raums, der als das Nest bekannt war. Es war tief in den Felsen der Insel gehauen worden,

auf der sich auch die Bibliothek befand, ganz in der Nähe des Ortes, an dem zuerst Magie entdeckt worden war. Der Schein der über den Boden verteilten biolumineszenten Tümpel sorgte dafür, dass man den dunklen Ort unter dem alten metallenen Landeplatz, auf dem sie sich jetzt befanden, gefahrlos betreten konnte. Er war eigens dafür gebaut worden, Amare zu empfangen, falls sie je gebraucht werden sollte, was in Helias Erinnerung auch nur eine Handvoll Male vorgekommen war.

Helia ließ sich mit Vega in der Hand dankbar von ihrem Rücken gleiten.

»Bist du noch bei mir, Kleiner?«

Ihre Sphäre pulsierte einmal, ein kränklicher grüner Wirbel. *Lass uns das nie wieder tun*, schien Vega zu sagen.

Er löste sich von ihrer Handfläche und schwebte wie ein Ballon in die Luft.

Sie drehte sich wieder zu dem Vogel um.

»Danke«, sagte sie und ihre Stimme erzeugte ein leises Echo in der sonst leeren Höhle.

Sie legte Amare eine Hand auf den Schnabel, strich die Federn unter ihrem Auge glatt und drückte ihr Gesicht an das tröstliche Gefieder. Eine stille Ehrfurcht überkam sie und milderte für einen Augenblick den Kummer in ihrem Herzen. All die Geschichten hatten diesem prächtigen Geschöpf nicht gerecht werden können. Und jetzt war sie auf ihm geritten. Xav wäre begeistert gewesen.

Amare senkte kurz den Kopf und erwiderte die Geste. Dann stupste sie Helia an. Eine stumme Botschaft.

Steh wieder auf. Mach weiter.

Helia trat einen Schritt zurück, holte tief Luft und drehte sich um. Trotz der schweren Last der Trauer auf ihren Schultern eilte sie mit Vega im Schlepptau die Wendeltreppe hinunter und über die Brücke zur Tür – wobei sie darauf achtete, Xavs kleine

erschöpfte Sphäre, die sie immer noch in der Tasche trug, nicht zu sehr durchzurütteln.

Hinter ihnen blitzte es, und als sie sich umdrehte, war Amare verschwunden.

»Lass uns Mwamba suchen«, sagte sie.

Vega wirbelte zustimmend um sie herum.

In ihrer farbenfrohen Kleidung, das lange dunkle Haar offen, lief Nu unbeschwert die Länge der Wandelhalle ab und genoss die Bruchstücke aufgeregten Getuschels, die sie aufschnappte. Diejenigen, die sich um die Tische versammelt hatten, tauschten weiter ihre Weisheiten aus.

Ein winkender Arm im Gedränge erregte Nus Aufmerksamkeit, und dann entdeckte sie zwei Personen, die am anderen Ende der Halle vorbeigingen. Plötzlich wurde ihr warm ums Herz und ihr stockte der Atem. Nicht beim Anblick des hochgewachsenen, etwas trottelligen Wills in seiner ewig zerknitterten Tunika, sondern angesichts der blonden Triss mit den Sommerprossen auf der Nase, passend zu ihrem mit Sternen bestickten Kleid.

Nu spürte, wie ihr die Wärme bis in die Wangen stieg, als ihre Freunde ihre Wägelchen zu ihr herüberschoben. Sie waren mit Bergen von Büchern beladen, die auf die Regale zurückgestellt werden mussten, damit sie von Neuem gefunden werden konnten. Will begrüßte sie wie üblich mit seinem schiefen Grinsen, und Nu erwiderte es, während sie ihr Oberteil notdürftig zurrechtzupfte und sich wünschte, sie hätte ein eleganteres Kleid getragen.

Dann stand Triss vor ihr, lächelte breit und begann, ihr etwas in Gebärdensprache mitzuteilen.

»Nu! Ich hatte schon gehofft, dich heute zu sehen.« Sie zeigte in die Richtung der Essensstände in ihrer Nähe. »Hast du Lust, dich heute Abend zum Essen und auf ein Glas irgendwas zu treffen?«

Nu konnte einen Augenblick lang gar nicht antworten. Ihre Gedanken rasten. Triss wollte sich mit ihr zu einem Date verabreden? Konnte das wirklich wahr sein? Sie warf einen Blick auf Will, der immer noch grinste. Nein, Augenblick mal. War das jetzt eine allgemeine Einladung, sich den beiden anzuschließen? Oder sogar noch weiteren Leuten? Vielleicht war Will auch dabei.

Oder er grinste womöglich, weil er wusste, was Triss von ihr wollte, und weil er sich freute, dass Nus monatelanges unsicheres Flirten endlich fruchtete.

Nu sah Triss an und reckte einen Daumen hoch.

Sie bereute es sofort wieder – was für eine lahme Reaktion! – und versuchte, vernünftig zu antworten.

Nus Gebärdensprache war sicher nicht vollkommen, aber es gab genug Kurse an der Schule, dass jede und jeder – von den Schülerinnen und Schülern bis zu den Weisen, ob hörgeschädigt oder nicht – in der Lage war, sich bei Bedarf damit zu verständigen. Natürlich war die Magie der Großen Bibliothek so beschaffen, dass Gebärdensprache nicht immer benötigt wurde, denn das Buch der Weisheit sorgte dafür, dass es hier keine Sprachbarrieren gab. Wenn Menschen in diese geheiligten Hallen kamen, konnten sie einander verstehen, ganz gleich, woher sie kamen oder wie sie sich verständigten. Das galt auch für die Bücher – es spielte keine Rolle, in welcher Sprache sie abgefasst waren; jede Person konnte sie lesen.

Aber Nu wollte unmittelbar und richtig mit Triss kommunizieren. Sie wollte vernünftig mit der Freundin sprechen können, mit der sie aufgewachsen war und für die sie schon früh Gefühle

entwickelt hatte. Nu hatte hart gearbeitet, um sich verständlich machen zu können, und jetzt war sie so weit. Sie musste nur noch den Mut aufbringen, das auszudrücken, was sie fühlte.

»Liebend gern. Ich müsste nach der Arbeit Zeit haben.«

Das war zwar nicht das, was sie hatte sagen wollen. Aber es war immerhin *etwas*. Eine angemessene Antwort. Und vielleicht würde dies ja sogar ihr erstes romantisches Treffen mit dem Mädchen sein, das sie schon so lange aus der Ferne liebte.

»Wunderbar!«, erwiderte Triss ihrerseits in Gebärdensprache. »Dann bis später.«

Als ihre Freunde weitergingen, war Nu kurz davor, einen kleinen Luftsprung zu machen, aber in diesem Augenblick drehte sich Will um und fügte hinzu: »Bis dann!« Und schon unterhielt er sich wieder freundlich mit Triss, die von seinen Lippen ablas und immer wieder in Gebärdensprache antwortete.

Bis dann? Was sollte das bedeuten? Die Schmetterlinge in ihrem Bauch erstarrten mitten im Flug.

Wollte sich Will ihnen anschließen? Oder war es bloß ein floskelhaftes »Bis dann«?

Sie schaute den beiden nach, als sie sich durch die Menge bewegten, und versuchte, sich auf ihre vertraute Intuition zu besinnen, während sie ihre Hände immer wieder abwechselnd zur Faust ballte und löste. Es kam nicht oft vor, dass sie ihr *Wissen* nutzte, um die Gefühle der Menschen um sich herum zu lesen. Sie empfand es als einen Eingriff in ihre Privatsphäre. Doch in diesem Augenblick kümmerte es sie nicht. Das hier war wichtig! Und die Menschen nutzten alle möglichen Methoden, um herauszufinden, wie sich jemand fühlte, war es nicht so? Körpersprache. Den Tonfall der Stimme.

Dies war eben ihre Methode.

»Konzentrier dich«, murmelte sie. »*Konzentrier dich.*«

Aber es gelang nicht.

Schon bald verloren sich die beiden in der Menge.

Langsam und tief holte sie Luft.

»Es kommt, wie es kommt, nehme ich an«, sagte sie eine Spur zu laut und erschreckte damit einen vorbeigehenden Gelehrten, der um ein Haar seine Schriftrollen fallen gelassen hätte. Sie lächelte ihn an, dann drehte sie sich auf dem Absatz um und ging in die andere Richtung, während sie sich die größte Mühe gab, das in ihr aufsteigende Hochgefühl auf die aufregende Aufgabe zu lenken, die vor ihr lag.

Nu, die ihre Ausbildung vor noch nicht allzu langer Zeit abgeschlossen hatte – auch wenn man in der Bibliothek niemals auslerte –, war mit jeder Aufgabe zufrieden, die man ihr übertrug. Den meisten, die hier das Erwachsenenalter erreichten, ging es genauso. Wer in der Bibliothek geboren wurde, wuchs in dem Bewusstsein auf, dass jeder seinen Teil dazu beitragen musste, diesen magischen, wichtigen Knotenpunkt des Wissens zu dem zu machen, was er war – ein Ort, an dem die Entdeckungen aus den anderen Welten aufbewahrt wurden, der die Träumerinnen und Träumer leitete, die sich auf der Suche nach Antworten hierherwagten, und der ihren schöpferischen Geist mit Inspiration versorgte.

Ganz besonders liebte Nu die Aufgaben, die sie näher an die äußere Welt heranführten. Heute bestand ihre Rolle in einer Begrüßung, was man vielleicht als weniger aufregend betrachten konnte als andere Aufgaben, die sie unter Umständen in entlegene Winkel der Erde führten, aber ihr genügte es. Sie liebte es, neue Menschen kennenzulernen und Einblicke in ihr aufregendes und faszinierendes Leben zu bekommen, auch wenn sie danach oft davon träumte, eines Tages einer höheren Bestimmung zu gehorchen. Manchmal beneidete sie die Besucherinnen und Besucher, die sie in der Bibliothek willkommen hieß, darum, dass sie aus einem bestimmten Grund hierhergerufen worden

waren und dass sich ihr Leben für immer verändern würde, während sie zu den Antworten geleitet wurden, die sie suchten.

Es gab zahlreiche Möglichkeiten, in die Große Bibliothek von Morgen zu gelangen. Überall auf der Erde existierten Portale, allerdings lagen die meisten versteckt. Das konnten zum Beispiel alte, verwitterte Holztüren sein, die sich in der Rückwand selten besuchter Nischen verbargen, oder mit Weinranken überwucherte steinerne Torbogen am Ende eines moosbewachsenen Pfades.

Diese besonderen Zugänge wurden von niemandem bewacht. Es war Magie am Werk, die dafür sorgte, dass niemand diesen magischen Toren zur Großen Bibliothek auch nur die geringste Aufmerksamkeit schenkte. Dies galt aber nicht für die Auserwählten, die sie zur richtigen Zeit fanden.

Doch die Schicksalswege der Menschen änderten sich ständig, und das Buch der Weisheit war weise genug, um zu wissen, dass manchmal eine helfende Hand nötig war, um jemanden sanft von einer Welt in die andere zu schubsen. Und genau dabei konnte sich Nu nützlich machen. Gelegentlich bekam sie die Aufgabe zugewiesen, bei diesen magischen Portalen zu warten, um die Person, wer immer sie sein mochte, in die Große Bibliothek zu führen.

Eilig schlängelte sie sich durch die Streifen des einfallenden Sternenlichts, das auf den Marmorboden fiel, und fragte sich, wo sie sich wohl heute wiederfinden würde. Als sie an dem Gang vorbeikam, der zur Halle der Weisen führte, freute sie sich, die Weise Maïa und ihre Begleiter beim Verlassen dieses Raums zu entdecken. Und sofort erkannte sie die Weise der Unbestechlichkeit mit ihren hohen Wangenknochen und dem klugen Blick, der ihrem mittleren Alter angemessen war.

Maïa war die erste Weise gewesen, die Nu durch diese Hallen hatte wandeln sehen. Damals war Maïa gerade aus einem

der anderen Reiche zurückgekehrt und hatte allen, an denen sie vorbeikam, zugenickt und sie angelächelt. Darunter hatte sich zufällig auch die junge Nu befunden, die gerade Besorgungen für ihre Eltern machte. Das Glitzern in den Augen der Frau, ihr schelmisches Grinsen und der betörende Duft der Sommerblumen, als sie an ihr vorbeirauschte, hatten ausgereicht, um in Nu eine Erinnerung zu verankern, die sie nicht so schnell vergessen würde. Es fiel ihr schwer, nicht stehen zu bleiben und sie anzustarren.

Die Frau trug jetzt ein fließendes grünes Kleid, das zu ihren Augen passte, und ihr purpurrotes Haar war in Kränzen um ihren Kopf gewickelt. Es war ein farbenfroher Anblick, ganz anders als das, was die Menschen normalerweise in der Großen Bibliothek trugen. Und obwohl Maïa oft etwas eleganter gekleidet war als die anderen, ließ ihre heutige, so aufwendige Aufmachung darauf schließen, dass sie sich wieder auf dem Weg in eine andere Welt befand.

Nu fragte sich, welche Welt wohl das Glück hatte, sie als Besucherin empfangen zu dürfen.

Die Weise wandte sich in die andere Richtung und steuerte auf das Refugium zu, wo das Buch der Weisheit und das Portal zu anderen Welten zu finden waren. Die Sphäre der Frau schwebte über ihrer Schulter und eine kleine schwarze Katze lief brav bei Fuß neben ihr her.

Nu hatte seltsame Gerüchte gehört, nämlich dass einige der Weisen heute aus irgendeinem Grund wieder in die Papierwelt zurückgerufen worden waren. Sie betrachtete es als Glücksfall, dass sie einen Blick auf eine von ihnen hatte erhaschen können, bevor sie zu ihrer eigenen Mission aufbrach.

Wie es wohl sein muss, so viel Verantwortung zu tragen, dachte sie ehrfürchtig. Zu wissen, dass dich jeder Schritt, den du machst, einem höheren Zweck entgegenträgt.

Als sie an dem majestätischen, an ein Theater erinnernden Eingang des Auditoriums vorbeikam, hörte sie, dass dort eine der Inspirationssessions stattfand. Das dröhnende Lachen des Weisen Veer schallte heraus, begleitet von einer Vielzahl außerweltlicher Rhythmen, die jeweils einem eigenen Takt folgten, sich gegenseitig überlagerten und doch irgendwie vollendet aufeinander abgestimmt waren. Das Plakat, das die Wand des Auditoriums schmückte – und auf dem der Weise Veer in der Mitte einer riesigen Arena zu sehen war –, erwachte, als sie daran vorbeiging, plötzlich zum Leben. Veers Schnurrbart hob sich bei seinem Grinsen in die Höhe, und dann begann er, Nu freundlich zu ermutigen, sich ihnen anzuschließen und etwas über ein paar musikalische Wunder zu lernen, die er vor Kurzem erst entdeckt hatte. Als er sich aus dem Plakat lehnte, konnte sie nicht anders, als schnell zur Seite zu huschen. Sie wusste zwar, dass es nicht mehr als eine Illusion war – eine Kostprobe der Magie der Bibliothek –, und doch hatte Veer etwas Einschüchterndes an sich, selbst in Plakatform. Es war, als würde der Mann wirklich mit ihr sprechen.

Entschuldigend hob sie eine Hand, eilte weiter und nahm eine Abkürzung durch das süß duftende Reich des Küchentrakts.

»He, Nu!«, rief Grindellund, ein jugenhafter Koch, ihr zu. Als er ihre beschwingten Schritte bemerkte, fügte er hinzu: »Bist wohl auf dem Weg zur Arbeit, was?«

Sie nickte und blieb nur kurz stehen, um sich eine Handvoll dunkler Schokoladenbohnen aus einer flachen Schale mit Essen zu schnappen, das er gerade anrichtete, bevor sie zwischen den Virtuosinnen und Virtuosen der Kochkunst aus allen Ländern der Erde davonhüpfte.

Sie selbst war in der Bibliothek geboren worden. Ihre Eltern – ihre Mutter war Australierin und ihr Vater Burmese – hatten

diesen Ort vor langer Zeit gefunden, als sie noch wissenschaftsbegeisterte Mittzwanziger gewesen waren, und sich schließlich hier niedergelassen. Aber Nu hatte bisher noch keine Gelegenheit gehabt, die Heimat ihrer Eltern zu besuchen, obwohl sie unbedingt sehen wollte, wo sie aufgewachsen waren.

Wie viele andere hatte sie ihr ganzes Leben in der Großen Bibliothek verbracht. Als sie älter wurde, wuchs der Drang in ihr, die Welt jenseits der prächtigen Bibliotheksmauern zu erkunden, denn die Außenwelt faszinierte sie genauso wie die magischen Reiche der Papierwelt. Es war seltsam, sich nach Dingen zu sehnen, die sie nur aus Büchern kannte. Aber sie sehnte sich trotzdem danach.

Ja, sie konnte mit Menschen von überall auf der Erde sprechen, und sie schlich sich häufig ins Observatorium, wo sie sich besondere Ereignisse mittels einer genialen Mischung aus Technologie und Magie anschauen konnte.

Aber der unmittelbare Blick mit eigenen Augen war einfach durch nichts zu ersetzen.

Deshalb freute sie sich jedes Mal, wenn sie Besucher wie den, zu dem sie gerade unterwegs war, in Empfang nehmen durfte.



Helia rannte durch die Gänge zu den Gemächern der Weisen; durch die Höhlen mit den beheizten Quellen, in denen man zwischen Stalaktiten und Stalagmiten baden und sich erholen konnte; vorbei an der Kristallhalle, in der jedes Geräusch von den lebenden Steinen ringsum in Musik verwandelt wurde; und dann durch die kopfüber hängenden Gärten unter dem Gewirr grüner Triebe entlang, an denen buntes Obst und Gemüse hing.

Das Leben in der Bibliothek ging seinen üblichen Gang. Niemand ahnte auch nur ansatzweise, was geschehen war. Helia

hoffte, dass es noch eine Weile so bleiben würde, obwohl sie nicht wusste, was jetzt geschehen mochte – sie hoffte nur, dass ihr alter Freund Mwamba eine Idee haben würde, was nun zu tun war.

Zum Glück befand sich der Mann, nach dem sie suchte, genau dort, wo sie ihn erwartet hatte.

Als sie und ihre Sphäre in den Raum platzten, fühlte es sich an, als würden sie in eine lieb gewonnene Erinnerung stolpern: nämlich in die sichere Umarmung eines Elternteils, nachdem man als Kind aus einem Albtraum erwacht war. Eine Zeit im Leben, in der Trost und Wärme leicht zu finden gewesen waren.

Der bevorzugte Leseraum des Weisen Mwamba hatte sich oft so angefühlt. Schon aus diesem Grund war es einer ihrer Lieblingsorte in der Bibliothek. Jetzt aber kam ihr die Atmosphäre in diesem Raum gedämpft und trist vor. Sie half nicht, die Trauer zu vertreiben, die ihr das Herz zusammenschnürte.

In der Mitte des Raums stand ein alter, abgenutzter Schreibtisch, der mit verstreuten Schriftrollen und einem schwankenden Stapel Bücher bedeckt und von bunt zusammengewürfelten Stühlen umgeben war. Vollgestopfte Bücherregale säumten die Wände im Halbdunkel und verlockten zum Näherkommen, um die Bände aufzuschlagen. An einer Wand stand eine Staffelei mit dem halb fertigen Gemälde einer zerklüfteten Küste am Meer. Über dem Kamin mit seinem prasselnden Feuer hing das eindrucksvolle Porträt einer stolzen Schwarzen Frau in einem blauen Kleid, in deren Augenwinkeln ein Hauch von Schalk festgehalten war.

Helia fand Mwamba häufig hier, tief in seinen grünen Plüschsessel versunken, den Blick wehmütig auf die Frau gerichtet. Das Gemälde war sein ganzer Stolz und auch sein Trost, obwohl er niemandem je offenbart hatte, um wen es sich bei dieser Frau handelte. Wenn man ihn danach fragte, lächelte er nur.

Aber jetzt lächelte er nicht.

Helias Blick glitt von dem Gemälde zu dem Sessel am Kamin, als der Mann, der darin saß, den staubigen Folianten sinken ließ. Von dem sonst so heiteren Gemüt des Weisen des Wissens war nichts zu spüren, sein machtvoller Blick wechselte von Verwirrung zu düsterem Begreifen, als er ihre Verfassung und den Umstand erfasste, dass sie allein zurückgekehrt war.

»Helia«, sagte er, klappte leise das Buch zu und legte es vorsichtig auf seinem Schoß ab. Wie immer, wenn er bereit war zuzuhören, verschränkte er seine langen Finger über dem Einband. Die Narbe, die von seinem linken Auge bis zu seinem Kinn verlief, zuckte, als er die Zähne zusammenbiss.

Canopus, seine Sphäre, flog von oben zwischen den Bücherregalen herunter, wo er gearbeitet hatte, und verharrte schwebend über Mwambas Schulter.

Helia straffte sich, so gut sie konnte. Im Geist sah sie noch immer Xavs Gesicht vor sich – in dem Augenblick, als sie sich getrennt hatten und er sie beschworen hatte, stark zu sein. Und obwohl sie den Verlust wie einen gewaltigen Ozean in sich brodeln spürte, würde sie ihr Bestes tun, um sich über Wasser zu halten. Die Große Bibliothek brauchte sie. Trauern würde sie später noch können.

»Mwamba.« Sie blickte in die Augen ihres jahrhundertealten Freundes und Mitstreiters, der sie all die Jahre wie ein Vater geliebt hatte. »Wir stecken in Schwierigkeiten.«

Als sie sich in einen der Sessel setzen wollte, um ihm alles zu erzählen, griff sie in ihre Tasche, um nach Antares zu sehen, und musste feststellen, dass die kleine Sphäre, ihre letzte physische Verbindung zu Xavier, verschwunden war.

Nu eilte durch die Speiseräume und -säle in eine weitere kleine Vorhalle und folgte dann einem Gang, der von turmhohen, kreuz und quer verlaufenden Brücken überspannt war. Bei einigen von ihnen handelte es sich um Aquädukte, die das Wasser aus den Quellen in den Tiefen der Bibliothek heraufbrachten. Und dann gab es noch solche, auf denen die wunderbare Straßenbahn durch verschiedene Teile der Stadt fuhr. Tatsächlich hörte Nu gerade das Klappern in der Ferne und stellte sich vor, wie die filigranen Konstruktionen aus Messing, Stahl und Holz – wahre Kunstwerke auf Rädern – ihre Fahrgäste auf luxuriös gepolsterten Sitzen durch die Gegend beförderten.

Dennoch verbrachte Nu ihre Zeit am liebsten hier unten, mitten unter den Menschen. Sich mitten im Trubel zu befinden, machte ihr Freude. Es war, als könnte sie all die Hoffnungen und Träume der Gelehrten, Arbeitenden, Weisen und Besuchern in sich aufsaugen, indem sie sich unter sie mischte.

Damit ging auch ein wachsendes Gefühl von Sehnsucht einher, das Bedürfnis, eine Aufgabe zu haben, so wie alle anderen auch. Sie hatte keine Ahnung, worin ihre Bestimmung bestehen mochte, und sie liebte es, in der Bibliothek auszuhelfen. Was sie jedoch wusste, war, dass das Bedürfnis in ihr wuchs, *mehr* zu tun, noch mehr Gutes für die Bibliothek, die Erde und die Welten darüber hina...

Jäh wurden ihre Träumereien durch einen Aufruhr gestört, der sich vor ihr erhob.

Inzwischen befand sie sich in dem Gewirr von Gängen in der Nähe der Lesesäle der Weisen, und vor ihr wurde eine Tür aufgestoßen, aus der zwei Gestalten herausstürmten. Es war nicht schwer, sie von hinten zu erkennen: Der majestätische Mann links war der Weise Mwamba, und seine Begleiterin mit dem dunklen lockigen Haar, das zu ihrer mediterranen Herkunft passte, war die Weise Helia.

Zwar kam es selten vor, dass man gleich drei Weise auf einem einzigen Gang durch die Bibliothek zu Gesicht bekam, aber das war nicht der Grund, warum Nu abrupt stehen blieb und die Stirn runzelte.

Helia sah nämlich aus, als käme sie aus einer Schlacht. Ihre Reisetunika war versengt, an mehreren Stellen zerrissen und voller Blut.

Ihrem Blut?

Bei der Vorstellung, dass eine der Weisen verletzt war, überschlugen sich Nus Gedanken. Sollte sie hinübergehen und helfen? Oder wäre das eine Beleidigung für Mwamba, der Helia offensichtlich bereits Beistand leistete?

Aber noch wichtiger, was mochte da passiert sein?

Nu wäre ihnen am liebsten nachgelaufen, aber ... sie fühlte sich sonderbar davon abgehalten. Sie wusste, hier stimmte irgendetwas ganz und gar nicht. Aber ihr war ebenso bewusst, dass es unpassend war, die beiden jetzt zu stören.

Solche Dinge zu wissen, war etwas, an das sich Nu im Laufe der Jahre gewöhnt hatte. Sie fragte sich oft, ob dem Buch der Weisheit ihre seltsame Fähigkeit bekannt war. Vielleicht hatte man sie deshalb für die Art von Arbeit ausgewählt, die sie heute übernehmen würde.

Doch als sie weiterzueilen wollte, stupste ein anderes Wissen sie an und sagte ihr, sie solle warten. Und es geschah in diesem Augenblick, dass sie nach unten blickte und ein kleines Ding mitten im Flur liegen sah.

Es war so winzig; Nu war sich zuerst nicht sicher, ob es wirklich dort war oder ob sie lediglich ein Staubkorn im Auge hatte. Eine klitzekleine Kugel, kaum größer als eine Murmel. Als sie genauer hinschaute, schien sich das Kugelartige zu bewegen, und Nu stieß einen überraschten kleinen Schrei aus, worauf die Kugel schwach über den Teppich auf sie zugerollt kam und

dabei immer wieder auf und ab hüpfte, wie ein frisch geschlüpfter Vogel, der gerade fliegen lernte.

Eine Sphäre.

Unsicher, was hier genau geschah, kniete sich Nu hin, streckte die Hand aus und erlaubte der kleinen Kugel, über ihre Finger in ihre Handfläche zu rollen. Nur Weise besaßen Sphären und sie gingen äußerst selten ohne sie irgendwohin. Außerdem hatte sie noch nie eine so kleine Sphäre gesehen. War sie geschrumpft oder irgendwie beschädigt worden? Es ließ sich unmöglich erkennen.

»Hallo, Kleines«, sagte sie sanft, um sie nicht zu erschrecken. Sie schien in ihrer Hand zu zittern. »Wo kommst du denn her?«

Für einen Moment erstarrte die Sphäre, als wäre sie außer Atem.

Nu hob sie hoch. Das kleine Wesen zitterte erneut schwach, aber es tat sein Bestes und schenkte ihr ein winziges Summen, wie ein Wispern, das Nu nicht recht verstehen konnte.

Sanft strich sie mit einem Finger über seine glatte Oberfläche.

»Du versuchst, mit mir zu sprechen, nicht wahr? Es tut mir leid. Ich bin keine Weise, daher verstehe ich dich nicht so gut, wie ich es gern täte.«

Die Sphäre vibrierte noch einmal ganz leicht, dann rührte sie sich nicht mehr.

Nu runzelte die Stirn. Sie wusste nicht, warum, aber da war wieder dieses Gefühl. Ein Wissen um den Zustand dieses kleinen Kerlchens und um das, was dahintersteckte. Das harmlose Wesen vor ihr barg Schatten in sich. Es war nicht nur eine Sphäre, deren Kraft erschöpft war, sondern eine, die etwas durchgemacht hatte, das Nu sich nicht einmal vorstellen konnte.

Sie wusste, dass die Sphäre sie brauchte.

Wieder streichelte sie das kleine Ding, stand vorsichtig auf und gab acht, dass es ihr nicht aus der Hand fiel. Sie blickte zum

Ende des Gangs, wo sie die beiden Weisen hatte verschwinden sehen, und fragte sich, ob es zu einem von ihnen gehörte. Aber dann erinnerte sie sich, dass beide in Begleitung ihrer eigenen Sphären gewesen waren, also konnte das nicht stimmen.

Gleichviel, sie hatte jetzt keine Zeit, über das Rätsel nachzugrübeln. Sie musste weiter und sie sollte sich beeilen. Es war fast schon Zeit, am Portal zu sein, und auf keinen Fall wollte sie jemanden enttäuschen. Besonders wenn das Buch den Besucher, den sie empfangen sollte, für würdig befunden hatte herzukommen.

Sie flüsterte ihrem neuen Freund zu: »Mach dir keine Sorgen. Du kannst erst mal bei mir bleiben. Ich verspreche dir, dass ich auf dich aufpasse. Dann werden wir sehen, wie wir dich wieder dorthin bringen, wo du hingehörst, ja?« Behutsam schob sie die Kugel in die Tasche ihrer Kapuzenjacke, eilte den Flur entlang und bog in eine Richtung ab, entgegengesetzt zu der, in die die Weisen verschwunden waren.



3

Feierlichkeiten im Großen Baum

Es war schon spät im Herzen Silvyras, des Großen Baums.

Als Dzin sich reckte, um das Ende der Ranke mit den leuchtenden Beeren am obersten Regalbrett zu befestigen, spürte er, wie der Hocker unter ihm wackelte. Sein strähniges schwarzes Haar fiel ihm vor die Augen und mit dem Ellbogen stieß er versehentlich gegen einen Stapel Forschungsunterlagen.

Das Rascheln des Papiers erinnerte ihn daran, dass seine eigene Arbeit noch still auf seinem Schreibtisch am anderen Ende des Raums lag. Er hatte den ganzen Nachmittag voller Stolz auf seine Rezeptur geschaut, seinen geliebten Wanderstab zwischen den Händen hin und her gedreht und die pure Freude und Erleichterung darüber genossen, es richtig hinbekommen zu haben. Seine ganz eigene Rezeptur für das Elixier des Lebens! All die harte Arbeit hatte sich ausgezahlt; diesen Liebesdienst hatte er auf sich genommen, um die Philosophie der Saat des Lebens umzusetzen, die allen Botanikerinnen und Botanikern – und den angehenden Läuferinnen und Läufern ganz besonders – heilig war. Jetzt brauchte er nur noch daran zu denken, die Schriftrolle für die morgige Zeremonie in seine Hemdtasche zu stecken. Sie war das Einzige, was er brauchte,

um das Ritual zu vollziehen – die Schriftrolle, die der Schüler an den Lehrer übergab, um zu beweisen, dass er bereit war, ein Läufer zu werden.

Es wäre einfach typisch für ihn gewesen, die Schriftrolle zu vergessen und mit leeren Händen aufzutauchen.

»Konzentrier dich, Dzin«, mahnte Monae, als ihm die Ranke fast aus den Fingern rutschte. »Ein Läufer muss immer bei der Sache sein. Was glaubst du, wie er sonst die Zutaten findet, die die Raffinerie für das Elixier braucht? Er muss genau aufpassen und einen Verstand wie eine Pollenfalle haben, immer bereit, jedem Hinweis auf die Rohstoffe nachzugehen, auf den er stoßen könnte.«

Monae hob eine Augenbraue und sah zu ihm hoch. Mit ihren blaubeerfarbenen Augen überprüfte sie die Länge der Ranke und schätzte den Abstand zwischen den leuchtenden Beeren, um sicherzustellen, dass sie sich wirklich gleichmäßig aneinanderreihen.

»Fäulnis und Baumgeschwür, Monae, ich konzentriere mich doch! Außerdem haben wir unseren Abschluss noch gar nicht in der Tasche und ich suche bis jetzt nicht im ganzen Reich nach irgendetwas, oder? Kannst du mir keinen freien Abend gönnen?«

Sie brummte irgendetwas Gutmütiges, und er tat trotzdem, worum sie gebeten hatte. Monae hatte immer gern alles genau so, wie sie es sich vorstellte, und obwohl ihm der Arm vom Aufhängen der Dekoration und der Lichter wehtat, konnte Dzin ihre Aufregung verstehen.

Sie hatten bereits den großen Pavillon mit dem Laubdach vor dem Laboratorium geschmückt. Hier sollte die Feier am nächsten Tag stattfinden, um das nur für diesen Anlass geschnitzte Herzstück herum – einen Kreis aus Figuren, die die fünf Absolventen darstellten und die von den besten Kunst-

handwerkerinnen Silvyras aus goldenem Kernholz gehauen und geschnitzt worden waren. Monae hatte dann beschlossen, die übrig gebliebenen Zierranken und Lichter zu verwenden, um auch noch das Innere des Laboratoriums zu verschönern. Und warum auch nicht? Ihre Freunde und Verwandten würden hier sein, um mit ihnen zu feiern.

Dzin hatte diese Festlichkeiten natürlich schon früher miterlebt, da immer der gesamte Große Baum die Leistungen der Schülerinnen und Schüler feierte. Aber diesmal würde er selbst als einer der Absolventen im Mittelpunkt der Feierlichkeiten stehen. Ihm bedeutete es alles, auf diese Weise von seiner Gemeinschaft Anerkennung zu bekommen. Ihren Stolz zu spüren und zu wissen, dass er etwas Sinnvolles mit seinem Leben angefangen hatte, so wie es sich seine Eltern immer gewünscht hatten. Wie er selbst es sich immer gewünscht hatte.

Es war nicht zu allen Zeiten leicht gewesen. Er fand es schrecklich, dass seine Reise hierher beinahe gescheitert wäre, er sich fast aus der Bahn hatte werfen lassen und in seine übliche Panik verfallen war. Doch mit ein wenig Hilfe hatte er sich berappelt und die Hindernisse überwunden. Und dann hatte er es tatsächlich geschafft.

Jetzt blieb ihm nur noch, den Augenblick zu genießen. Eine Bestätigung seines Wertes.

Bei dem Gedanken an den freudigen Trubel, der ihn erwartete, stellten sich die Härchen auf seinem Arm auf. Die Luft würde von einer Mischung aus Magie, Musik und Gesang geschwängert sein. Der Stamm des Großen Baums würde die ganze Nacht hindurch zu den tiefen und mächtigen Rhythmen vibrieren, bis der herrliche goldene Sonnenaufgang zwischen den Blättern hindurchschimmerte. Und Puls, der älteste Musiker der Gemeinschaft, würde ihnen mit seinen Melodien Geschichten erzählen, bis die Musik verstummte und

die erschöpfte und fröhliche Versammlung zufrieden nach Hause stolperte.

Monae stupste sein Bein an. »Komm schon, wir sind fast fertig. Ein bisschen mehr zur Seite und jetzt nach oben. Um Blattes willen, sei doch ein bisschen wagemutiger, Dzin! Wo ist die berühmte Abenteuerlust, die dich an die Schule geführt hat, hm? Warte ... halt ... ja. Genau da! Steck es schnell fest!«

Dzin pustete sich die Haare aus den Augen und korrigierte Monae im Geiste dahingehend, dass es immer eher die Liebe zum Reisen gewesen war als Abenteuerlust, die ihn an die Botanische Schule gelockt hatte. Seiner Erfahrung nach hatte niemand je den Unterschied zwischen diesen beiden Haltungen verstanden. Die eine versprach neue Eindrücke und Gerüche und Sichtweisen auf die Welt, während die andere Gefahren barg.

Und das Problem mit der Gefahr war, dass die damit verbundenen Risiken die Auslöser für seine Ängste sein konnten.

Aber darüber sagte er nichts zu seiner Freundin. Es lohnte sich einfach nicht, diese ganze Debatte noch einmal aufzuwärmen. Also tat er einfach, was ihm gesagt wurde, kletterte herunter und stellte sich neben sie, um ihr gemeinsames Werk zu bewundern.

»Ausgezeichnet«, urteilte Monae und folgte mit ihrem Blick zufrieden dem gewundenen Verlauf der grünen Ranke und der wunderschönen Beerenlichter, die sich wie bunte Wellen durch den Raum schlängelten. Sie schenkte Dzin ein Grinsen. »Ich glaube, das hat's gebracht!«

»Mutter sei Dank dafür.« Er lächelte sie etwas verhalten an und war erleichtert, dass er nicht noch mehr ändern musste. An diesen Dekorationen hatten sie vom ersten Licht bis in die Dunkelheit gearbeitet. Er spürte den Schweiß in seinem Nacken und zog am Kragen seines Hemdes, um ein wenig Luft zu bekommen.

»Und? Wie fühlst du dich jetzt?«, fragte Monae. Von jedem anderen wäre das eine vollkommen unschuldige Frage gewesen, bei ihr aber wog sie schwerer. Sie wollte ihm auf den Zahn fühlen, wie immer. »Bist du bereit für all dies, Dzin?«

Nur sie wusste, wie sehr er darum gekämpft hatte, auch seine letzte Zutat zu finden. Er war zu gestresst gewesen, um klar denken zu können, zu besessen von dem Wunsch, seine Sache gut zu machen, als dass es ihm tatsächlich hatte gelingen wollen.

Er nickte dankbar und spürte plötzlich einen Kloß im Hals, sodass er das Risiko nicht eingehen wollte, ihr zu antworten. Sie nahm es hin und ging, um mit ihren Vorbereitungen weiterzumachen.

Im Laboratorium, hoch oben auf dem obersten Ast des Großen Baums – oder Mutter, wie Dzin ihn immer genannt hatte –, wurde es stetig wärmer, trotz der nächtlichen Kühle, die den goldenen Blättern und prallen Beeren dieser Jahreszeit zusetzte, die draußen hingen. Dass nun alle fünf Schülerinnen und Schüler in dem Raum eingepfercht waren, trug vielleicht nicht gerade zur Gemütlichkeit bei. Und obwohl es ein großzügiger Raum war, hatten sie alle vor Aufregung und Anstrengung beim Dekorieren rote Wangen bekommen.

Die anderen drei Schüler Silvyras wuselten noch herum. Dzin war es von den vielen Umläufen gewohnt, während derer sie fleißig geforscht, experimentiert und ihre Rezepturen für das Lebenselixier vervollkommnet hatten – eine Flüssigkeit, die wie eine Salbe aufgetragen wurde und die alle Krankheiten heilen konnte, die den Menschen überhaupt befielen. Doch jetzt waren die Handgriffe seiner Freunde von nervöser Erwartung geprägt. Das Elixier hatte ihnen Perfektion abverlangt, um es richtig hinzubekommen, und alle Schüler wollten sichergehen, dass sie diese Perfektion auch bis zum Ende aufrechterhielten. Niemand wollte einen Fehler machen. Schon bei dem bloßen